

Zuerst auf seine Unverwundbarkeit, bilden und sich in Stunden der Gattigkeit und Zerknirschtheit über die Unjähigkeit alles Besiehenden fügen kann.

Der Mann, der so lang das Schicksal des Volkes allein bestimmte, weiß, daß ihm heute als völlig gleichberechtigter Staatsbürgerin mit Frauen zur Seite stehen. Wer kann ermeinen, wieviel stille Hoffnungen und heimliche Wünsche in ihm aufsteigen, als er uns die Gleichberechtigungsurkunde? Wissen wir ihn nun nicht bitter enttäuschen, da auch wir den schweren Räten der Gegenwart zu erliegen drohen? Haben wir von einzelnen Ausnahmen abgesehen, bisher viel dazu getan, die Hoffnung zu verwirklichen, uns selbst, unser ganzes Volk und Können, in den Dienst des Volksganges zu stellen? Der Ruf ist an uns ergangen, an uns liegt es, ihm mehr noch, als es bisher geschah, Folge zu leisten.

Sonstige wir Frauen das ausgedehnte Gebiet der Politik noch nicht näher kennen, auf ihm uns noch nicht zurecht zu finden vermögen, müssen wir wenigstens regies Interesse, unseren ganzen persönlichen Einfluß dazu aufwenden, kraft unserer Lebensfähigkeit und so oft erwiesenen seelischen Stärke, das so tief gefühlte Vertrauen des Mannes fähig zu haben, seine Arbeit zu unterstützen und seinem Leben wieder ein neues Ziel, eine neue Richtung zu geben versuchen. Bei uns selbst müssen wir anfangen, uns selbst ein neues Ziel setzen und ihm unentwegt zutreiben, mit Geduld und Ausdauer. Beispiel müssen wir ihm werden mit unserer Arbeitskraft, Pflichttreue und Hingabe. Vertrauen müssen wir ihm von neuem einflößen, auf unsere unermüdete Hilfsbereitschaft und treues Verhalten an seiner Seite, wie immer die Zukunft sich gestalten möge. Aus einem gut geleiteten und geordneten Hauswesen, aus dem Bewußtsein, dasheim auf erzogene, geübt und entfaltete Kinder zu besitzen, sich auf die treue Lebensgefährtin jederzeit verlassen zu können, vermag der Mann fähig von neuem wertvolle, seelische Kräfte zu schöpfen, die ihn dazu befähigen, den Widerwärtigkeiten des Berufs- und Parteilbens erfolgreich Widerstand zu leisten. Ist es doch erwiesene Tatsache, daß jene Männer, die sich eines glücklichen Familienlebens, einer geordneten Hauslichkeit erfreuen, trotz aller verführten wirtschaftlichen und politischen Verheerung unbestätigt ihren Weg gehen, fähig vor allem nur das Ziel vor Augen, ihre Angehörigen durch eigene Tätigkeit vor Not und Entbehrungen wie bisher zu schützen. Das so die Frau der unbemittelten Kreise sich ein Ziel gesetzt, dem sie unentwegt zutreiben kann und soll, in dem Bewußtsein, damit auch dem Volksgangen zu nützen, so sollte die berufliche Frau danach streben, durch gediegene Ein- und Ausschüttung der Aufmerksamkeit ihren Willen kund zu tun, die vorhandenen sozialen Gegensätze nicht mehr als notwendig nach außen hin in Erscheinung treten zu lassen. Es ist ihr die Pflicht noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen, wie sehr sie bei der gegenwärtigen Notlage weite Kreise, immer wieder aufreizend und erbitternd zu wirken vermag und dadurch in manchen hoffnungslosen Pflichten die sozialen Gegenstände vernichtet. Als ein der Tun und Lassen geht heute, wo wir alle mehr oder weniger seelisch wund gelieben, gereizt und für unartige Verhöhnung bedroht empfindlich geworden sind, sorgsam abgemessen werden, damit endlich die uns allen erwünschte, allmähliche Befundung des seelischen Empfindens eintrreten und die notwendige Ueberbrückung dieser schwerer sozialer Gegensätze bewirkt werden kann. Weiter ist es eine Zukunftsaufgabe für uns Frauen, uns unentwegt allmählich besonnen zurückzugehen und Wege aufzuweisen, in anstrengender und beherrschender Aufklärungsarbeit unseren Horizont über die wichtigsten wirtschaftlich-politischen Fragen zu erweitern und zu klären. Ohne diese Kenntnisse, ohne das Wissen von den wichtigsten Zusammenhängen alles inneren und außenpolitischen Lebens werden wir nie dazu kommen, die Bedeutung der und verheerenden sozialökonomischen Verhältnisse zu erkennen, die uns verheerende neue Wege zu unseren eigenen und unseres Volkes Weiten in rechter Weise zu berechnen und auszunutzen, dürfen nicht verkommen, und mit ihrer Fähigkeit so gründlich wie möglich vertraut zu machen. Was es doch, zur Zukunft unseres Volkes, zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes, zu einem glücklicheren Dasein unserer Kinder führt und uns verheerenden neuen Wege auch unentwegt ganzes weibliches Können, unsere geselligen Fähigkeiten und Körperlichen Kräfte einzufließen. Jede Laune unserer Zeit muß aber die erwünschte Befundung unseres Volkstums vergrößern.

Literatur.

„Zeitlicher aus Eisenach“, Einleser und Selteres aus der Wartburgstadt, von Hermann Rebe. Verlag von Jacobus Buchhandlung (W. Neuenhahn), Eisenach. — Der in Thüringen nicht wohlbelannte Verfasser entwirft in flotten Strichen ernste und launige Skizzen aus Eisenach, die in geschichtlichen Erinnerungen und grotesken Szenen eine besondere Bekantheit erlangen. Jeder Freund der Wartburgstadt wird gern in diesen Zeitbildern blättern.

Titel: **Beichte des Herrn Moritz von Cleven.** Roman von Karl Kosner. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. — Das neue Werk Karl Kosners ist ein Liebesroman von fähiger Problematik und ist zugleich mehr. Denn alle Fälle des beinahe abenteuerlichen Heldentums sind vor dem Hintergrund einer erhellenden Prägung ist unser deutsches Vaterland geistelt und in die unmittelbare und ergreifende Form einer Beichte des Helden gekleidet. Durch diese äußere Form aber wird dem Werke eine Einträglichkeit und Lebenswahrheit gegeben, die es aus jedem herkömmlichen Rahmen des Romanhaften hebt und ihm die Wirkung von Aufseheringen wahrhaftig zu einer orientalischen Erzählung leiht. Die Träger dieser Schicksale, der Rittermeister Moritz von Cleven und seine garte und doch feinsten Frau Elsbabe, der Thomas Grimmer und der reiche Chor von ersten und humorvollen Gestalten um diese Hauptfiguren her, sind dabei mit einer solchen Klarheit und Mächtigkeitsgefühl, daß sie unvergänglich vor dem Leser bleiben. — Was Karl Kosners neuem Romane neben dem seelischen Stofflichen Reichtum den großen Erfolg ihrer wieder bringen wird, das ist die Reinheit der künstlerischen Mittel, mit der sie ungewöhnlicher Vorwurf behandelt und bewältigt wurde. Eine edle Schlichtheit und Ängstlichkeit liegt über dem bewegten Buche, das zu jenen zählt, die, über allen Tagesgeschmack hinweg, ein Anrecht auf bleibende Wertung in sich tragen.

„Wolfs“ Geschichten um ein Bürgerhaus, erzählt von E. H. im Langeweise. Erstes Buch: In Echa e. v. a. o. e. n. Zweites Buch: Vor Bismarcks Waga. (Der Bucher der Waga 26. und 27. Band) Verlag Wilhelm Langeweise-Brandt, Ebenhausen b. i. München.

„Ein untrügliche Geschichte und Geschichtsbuch“ im Sinne des alten Theodor Fontane will jedes dieser beide „Wolfs“-Bücher sein, die in sich abgeschlossen und einzeln käuflich sind. Jedes enthält eine bunte Fülle von Schichten und Gestalten, Eilern und Geschichten aus der Zeit, da das neue deutsche Bürgertum geboren ward und kämpfend und lebend erstarb. Dieses deutsche Bürgerum, von dem gegenwärtig der Wiederaufbau des Vaterlandes gefordert wird. — In die einzelnen Geschichten hinein spielen die großen geschichtlichen Persönlichkeiten, Ereignisse, S. d. ungen je der Jahre zählte, die sich in so mancher Hinsicht mit unserer Gegenwart berühren. Der Verfasser hofft, daß diese neue Verbindung von historischer Erzählung und erzählter Historie allen denen willkommen sei, die weder nur unterhalten, noch nur belehrt sein wollen.

„Der Volkstrogandl eine Geschichte und Entwicklung“ mit einem Nachwort von Kommerzienrat Siegmund Frenkel München, sowie Holzschnitt und Handl von Ernst Wiche sind erschienen im Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61.

Eine kalte Stube läßt uns den harten Winter doppelt schwer ertragen. Aber auch ein geheiztes Zimmer ist ungemütlich und frohlich, wenn ihm nicht der Frosthauch seiner Bewohner eine Wärme verleiht, die nur helere und gelauente Menschen ausstrahlen können. Es genügt deshalb nicht, Holz und Kohlen zu hamstern, auch Hez und Gemüt wollen Brennstoff, sich stetig nun daran zu freuen und zu erwärmen. In jeder Kammer der Wegensdorfer-Wälder sind genug zündende Wärme und humorvolle Bilder, um stets sorglich ein lüftiges Feuer zu entfachen und die Befähigung ihrer fröhlichen Beschäftigten und Gedächtnis sorgt dafür, daß dieses die ganze Woche über auch nicht mehr ausgeht.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Galle, G. Or. Ulrichstr. 42, Braunschweig 4025.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 138

Sonnabend, den 22. November

1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

Von Fedor von Zobeltitz.

(V. Fortsetzung.)

(Manchmal verboten.)

„Gott behüte“, dachte Freese, „weshalb ein Weib! Da ist mir die Müdigkeit doch lieber!“ ... Stoffhülle und febrile in seine Wohnung zurück, um dort für alle Fälle seine Papiere in Ordnung zu bringen und seine wenigen Bekanntschaften zu sammeln zu haben.

Bei der Verzichtigung übertrafste ihn Frau Mähling, die das Wort machen wollte. Aber sie sagte nichts. Sie spielte noch immer die Empfindliche. Für Mäler rührte zur Abreise, hatte also wohl eine Stellung gefunden. Aber kommen mußte er ihr doch; die Mäler war noch nicht bezahlt ...

Franz verbrachte eine unruhige Nacht mit wilden und schrecklichen Träumen. Er fuhr im Luftballon nach Hohenstraß und wurde dort vom Herrn von Tübingen eigenhändig zur Tür hinausgeworfen — wobei er aufschwante und merkte, daß er aus dem Bette gefallen war. Dann träumte er wieder, er habe sich dem Baron vorgestellt, dabei aber besessen, sein Kleid anzulegen, und er schämte sich gräßlich in seinen Unterleib. ...

In aller Frühe des nächsten Tages dachte er von neuem an der Wohnungskündigung. Auch heute öffnete kein Mensch. ... Franz wurde ärgerlich. Reinhold konnte doch nicht schon ausgegangen sein!

Freese klingelte nebenan bei der Schuhmachernfrau. „Entschuldigen Sie“, begann er in gewohnter Höflichkeit — aber die ihm Dreffende schien sein Anliegen bereits zu erraten.

„Der Reinhold ist abgereist“, sagte sie, „sich um Ihre Anse — nach Mählingberg oder so wat!“

Und die Tür flog wieder zu ... Franz blieb einen Augenblick wie entsezt stehen. Reinhold abgereist! Nach Mählingberg — das konnte schon richtig sein; wahrscheinlich wollte er da seine Bekanntschaft erheben — der Glückliche! ... Jörnlich bedauerte letztere Freese die schundachtzig Stufen wieder hinauf, die in sein Zimmer führten. ... Was nun? Sollte er die Mäler Reinholds abmarieren? — Das konnte geraume Zeit in Anspruch nehmen — und inzwischen wartete der Baron von Tübingen in Hohenstraß auf die Ankunft seines Hausheeres und wurde ärgerlich, daß er nicht eintraf — soh sich vielleicht nach einem anderen um ... es war zum Verzweifeln! ...

Frau Mähling trat mit dem Frühstückskaffee in das Zimmer und setzte ihn mit unwiderlicher Gedärde auf den Tisch. Franz hatte schon daran gedacht, nun doch noch ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber ihre Bescheidenheit ärgerte ihn. Seine Uhr fiel ihm ela. Er trennte sich ungen von ihr; er gab mit ihr die letzte Erinnerung an die Heimat aus der Hand; sie war wenigstens sein Eigentum, mit der er nach Güttdänken schalten und walten konnte; verlegte er sie, so brauchte er sich nicht an Fremde zu wenden. Das war auch etwas wert.

Der Wandteiler gab ihm achtzehn Mark für die Uhr. Davon erhielt Frau Mähling weit über die Hälfte. Als sie sah, daß es mit der Uhrzeit ihres Meiers ernst wurde, schloß die Uhrände um ihr Herz. Sie wurde sehr weich und versuchte sogar, Tränen zu vergießen, wußte mit ihrer Schärze in den Augen herum und schien eine längere Ansprache vorbereitet zu haben, doch Freese hatte es eilig und war auch nicht sentimental gestimmt. So kitzte er denn mit einigen herzlichen Worten den Wäscher ab, nahm das Felleisen, das ihm den Koffer erstellte, und härmte die Kreppe herab.

Er mußte wieder Mäse fahren, um mit seinem Gelde auszukommen, aber das überließ ihm nicht. Es war allerdings gewöhnlich bei den Mählingen. Ein paar der

anwendenden Männer hatten die Mäse ausgezogen und Freese sollte ihnen die Mäse geben, die Damenwelt im Saal sah es nicht weiter abel zu nehmen. Franz hatte sich in die Nähe eines Fensters gedrängt und seinen Zorn mit viel Gekoch schreien zu brauchen. Den Meißel seiner Sachen, vor allem seine Mäler, hatte er, in einer Kiste verpackt, bei Frau Mähling zurückgelassen; sie sollte sie ihm nachschicken, wenn ihm erst Gemüth über seine Zukunft geworden wäre. Und Frau Mähling hatte mit einer Art Ferkelstich verprochen, über ihre Kiste zu wachen, gleich als ob sie Gold und Silber dieses Gemüthe enthalte; sein Mensch sollte sie berühren, denn sie sei ihr heilig. Solche Ansichten hatten immer etwas Geheimnisvolles für sie; in den meisten Romanen, die sie gelesen hatte, spielte eine vielfach verführte und verjeigte Kiste irgend eine mehr oder minder grauenhafte Rolle. ...

Die Zeit wurde Freese nicht lang. Zuerst sah er drei polnischen Arbeitern zu, die ein ihm unbekanntes Kartenpiel spielten. Dann begann ein Säugling zu schreien, den ein junges Weib an der Brust trug. Ein paar alte Frauen verjuchten, das Kind zu beruhigen, und ein alter Mann formte aus seinem Paletsch ein kleines Figuren, das er vor dem Schreibleib auf und ab tänzeln ließ. Ein mit einer gewissen schätigen Eleganz gekleideter junger Herr, der eine Zeitung las, schimpfte rüchloslos über die „brüllende Götter“; es kam zum Streit; nun schrie nicht mehr der Säugling allein, sondern auch die Mutter. Die polnischen Arbeiter mühten sie ein; der alte Mann blies dem kinde Rauchringel aus seiner Pfeife vor, um es zu beruhigen; aus dem großen, verdeckten Korbe eines Dienstmädchens schaute plötzlich der Kopf einer diesen Heune hervor, die laut und erschreckt zu guden begann, und der junge, schimpfende Herr rief nach dem Ehepaar.

Franz blühte aus dem Fenster. Im Fluge sahte das Panorama der märlichen Landschaft an ihm vorüber: Fichtenwälder, weite Weiden, Sandebenen, bebauete Felder, See und Fluß, Dörfer und Villenstädten. Der Neuanfang von Karlsdorf rollte sich auf; ein grüner Plan, von Holzbarren umrahmt, mit Asten, Trüben und einer Anzahl kleiner, einstöckiger Häuser. Dann kamen Erner und Häfenwälder und endlich, im weiten Oberteile, das alte Frankfurt mit dem Turm seiner Marienkirche.

Der Kandidat Rieg aus, mit dröhnendem Kopfe und trockener Kehle. Er kam höher um vor Durst, wollte in die Glas Bier trinken und sah dann ein weiteres Billekt bis zur Station Wehningen löen, das er am Bahnhaltepunkt in Berlin nicht hatte erhalten können.

Aber ein gewaltiger Schreck durchstörte den Herrn, als er an der Billektausgabe erfuhr, daß der mittägliche Personenzug über Wehningen seit dem Fünftägigen eingestell und an Stelle dessen ein Kurierzug im Anschluß an Eydtkuhnen eingeschoben worden sei, der nur erster und zweiter Klasse führe.

Freese war blig geworden bei dieser unermuteten Entdeckung, so daß sich in dem Herzen des diensthabenden Billektiers, vielleicht noch er gerade nichts anderes zu tun hatte, ein gewisses Mitleid zu regen begann.

„Müssen Sie denn heute nach Wehningen?“ fragte er.

„Ich möchte wenigstens gern“, kitzte der Kandidat, während seine Wangen sich rötter färbten, „aber ich habe mich — und er schaute sich schon nach allen Seiten um, ob ihn auch sonst niemand höre — „ich habe mich unglücklich gemacht“ nicht getrennt mit Barmitteln versehen, um den Kurierzug benutzen zu können!“

„Ja“, sagte der Beamte und wiegte den Kopf über dem roten Kragen bedauernd hin und her, „das ist freilich schlimm! Der nächste Personenzug geht erst morgen früh um sechs. Aber wissen Sie, machen Sie es doch so: fahren Sie nach Güttdänke — das ist die Station vor Wehningen, und gehen Sie von Güttdänke nach Wehningen zu Fuß!“



Das werden etwa zwei Stunden sein, ist also nicht gefährlich. Bei Gungewig zweigt sich nämlich die Linie nach Westen ab, und der Poëner Zug geht in einer halben Stunde und ist noch dazu Personenzug mit dritter und vierter Klasse."

Freze nickte. "Das ginge schon," meinte er und griff nach seinem Portemonnaie. "Da würde ich gegen Abend in Pieshingen sein. . . Ist Ihnen vielleicht zufällig bekannt, ob das Dorf Hohen-Kraaz, Westlich des Herrn Baron von Tübingen, sehr weit von Pieshingen entfernt ist?"

Der Beamte — wußte es nicht, fragte aber, da seine menschenfreundliche Aufmerksamkeit noch anhielt, in seinem Bureau danach. Ein Gepäcksträger kannte die Gegend und meinte, Hohen-Kraaz könne höchstens ein halbes Stündchen von Pieshingen entfernt sein.

Franz kaufte sich also ein Billett vierter Klasse nach Gungewig, wo er nach kurzer Fahrt eintraf. Die Hitze des Tages hatte inzwischen, obgleich der Nachmittag bereits weit vorgegriffen, immer mehr zugenommen. Es war keine weitlockende Aussicht, in dieser fürchterlichen Temperatur noch einige Stunden marschieren zu müssen. Dem armen Kanndibalen lebte jetzt schon die Zunge am Gaumen. Er überlegte, ob er sich in der dürftigen Bahnhofsrestauration von Gungewig ein Glas Bier leisten könnte oder nicht. "Weber nicht," sagte er sich, "das Bier wärde warm sein und blüht auch der Durst nicht recht; ich glaube, ich tue am besten, wenn ich ein Glas Cognac trinke. Aber noch besser — ich werde mir ein Glas Cognac in meine Schlinge fällen lassen; dann habe ich unterwegs etwas, um die trockenen Lippen zu befeuchten und zugleich etwas Magenstärkendes als das labbrige Bier!"

Und er kramte, noch auf dem Perron stehend, aus seinem Felleisen die Geldtasche hervor und trat dann in die Restauration und an die, hinter dem Billett stehende, sich dort mit Fliegenaugen beschäftigende, mütterlich und schmerzliche Frau heran.

"Würden Sie wohl so gut sein," sagte der Kanndibal, "und mir fünf Pfennig Cognac in diese Flasche füllen?"

Die Frau nahm mit einem Anflitz, als ob sie durch die an sie gerichtete Zumutung blüht verletzt worden sei, Freze die Flasche aus der Hand und gab ein erhebliches Quantum gebrauchter Flüssigkeit in diese.

Der Kanndibal wunderte sich über die unerhoffte Fülle des Gebotenen und legte ein flüchtiges auf die von Fliegen umschwärzte ledrige Jaspplatte des Billetts. "Bitte sehr," sagte er dabei.

Da kam er aber gut an. Das Anflitz der mütterlichen Frau wurde noch erheblich unfreundlicher. "Was denn?" sagte sie. "Das sind ja man bloß fünf! Sie haben sich wohl vergiffen, lieber Herr? Ja faden Sie man hin! Das sind bloß fünf! Sie haben aber vor fünfzig bestellt, und vor fünfzig hab' ich Ihnen auch eingegossen!"

Franz überließ es sich vor Berlegenheit. Er kramte aus seinem immer magerer werdenden Portemonnaie ein fünfzigpfennigstück hervor und legte es auf das Billett. "Ach so," meinte er tonlos; "entschuldigen Sie — ich hatte mich versehen. . ."

Die mütterliche Frau nickte etwas freundlicher. "Na ja," sagte sie, "das kann ja vorkommen. Der Cognac ist teuer geworden; — machen die Spirituspreise. Was es ist auch in feiner."

Freze hörte nicht mehr, wie sie mit den Lippen schnalzte. Er packte die Flasche ein, warf den Tornister über den Rücken, freute sich, seine Kleider hoch und trat dann auf den Perron zurück, um sich bei einem dort beschäftigten Arbeiter nach dem nächsten Wege nach Pieshingen zu erkundigen.

"Geradeaus durch den Wald," wurde ihm zur Antwort; "es stehen überall Wegweiser an der Straße; man kann gar nicht schiefgehen. . ."

Und der Kanndibal schritt ruhig süßsch. Anfanglich waren seine Gedanken wenig erfreulich. Wie verjagte ihn das Unglück auf Schritt und Tritt! Und wußte er denn, was ihm noch alles bevorstand? — Was sollte er beginnen, wenn der Baron Tübingen nichts von ihm wissen wollte und ihm schlaue auch das Geld zur Wärsche verweigerte? — Es war gar nicht so unumgänglich; wie kam denn der Baron Tübingen dazu, einen wildfremden Menschen zu unterstützen? . . . Und dann konnte der arme Franz sich wie ein wandernder Handwerksbursche nach Berlin zurücksetzen — von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. . . Hatte er

im Grunde genommen nur unerbötlich leichtsinnig gehandelt, sich so ohne weiteres auf die Wärsche zu machen? . . .

Erst als der schlängelnde Dämmen des Wärschenwaldes ihm umging, wurde er ruhiger. Er schob seinen Hut weit von der feuchten Stirn zurück und ließ ihn von schillernden Wärschen umwehen. Das tat ihm wohl. Wie ein fatischer Muhammedaner, so versuchte auch er sich in dem Gedanken an das Unvermeidliche zu trösten. "Was kann da sein?" sagte er sich, und es war merkwürdig; die philosophische Weisheit der alten Schriftgelehrten, die in der modernen Berliner Deutsch übertrag, flümmte ihn förmlich fröhlich. Er schwang seinen Stab, schritt ruhiger aus und begann ein lustiges Liedchen vor sich hinzuspfeifen.

Die Straße führte in weitem Bogen durch den Wald, die und da an Wärschungen vorüber, auf denen Rehe aßen, die bei dem Erscheinen des Wanderers erst neugierig die Köpfe hoben und ihn klugen Blicke anlegten, ehe sie mit schlanken Sägen die Nacht ergrieffen. Die Hitze hatte nachgelassen; ein laßer Wind rauschte in den Wärschkrönen. Es marschierte sich prächtig. Der Kanndibal liebte die Natur, und nach allen den kleinen Unannehmlichkeiten der Eisenbahnfahrt freute er sich doppelt über die Gefährdung, die ihm der Spaziergang brachte.

Am eigensten Abweigen, fanden Wegweiser, und auf einem derselben fand Franz auch den Namen Pieshingen. Er war also auf der richtigen Spur. Aber sein Unglücklicher, war doch noch nicht völlig untergegangen. Er machte etwa eine Stunde gewandert sein, als er bei einem neuen Wegweiser stieg. Die Straße teilte sich hier gabelig nach rechts und links; von einem "immer geradeaus" konnte keine Rede mehr sein. Der Weiser ließ nur nicht zu entsichern; der Regen hatte die Wärschen abgewaschen und dichtes Moos, grau, braun und grün, war an ihre Stelle getreten. "Donnerwetter," fluchte Freze leise vor sich, "nun sehe ich schließlich doch noch in der Tinte! Ich werde mein altes Draht befragen. . . Dies alte Draht waren die Knöpfe seines Hutes, das war sein Unglück; denn der letzte Knopf angedrehte, flücht. . . Freze legte dem Drahtspindel und bog links ein. Die Sonne sank und durch den Wärschwald hinterer dümmere Schatten und die Wärsche unter den Bäumen begannen sich schwarz zu färben. Der Abendhimmel flog durch den Ficht. Wunderliche Farben überhäuschten an den Schäumen entlang. Das Gedröh der Sonnenuntergangs verdrängte allmählich und wandelte sich in ein zartes Bläuel, dann in ein mattes Vio; das graue Moos der Wärschen wurde dunkelgrün, und in den dichtbelaubten Krönen begann die Nacht ihre Schleiher auszuweben. . . Alles das entzückte Freze. Das Abendrot und der letzte Kampf des schwebenden Tages mit der kommenden Nacht riefen hier im Waide Farbenwirkungen hervor, die an die symbolischsten Gemäde der neuen spöttischen Schule erinnerten. Aber Pieshingen zeigte sich immer noch nicht.

Franz blieb stehen. Das Knopfrotel hatte ihn getäuscht; er war fast überzeugt, daß er sich verlaufen hatte. Er mußte zurück — zurück zu dem ersten Wegweiser, auf dem er den Namen Pieshingen gefunden hatte. Inwar aber holte er seine Geldtasche hervor und trat einen tüchtigen Schlaf Cognac, um seiner Seele Mut zu geben. Hier — das Zeug brachte ihm ein Gaumen und schmedte mörderisch, aber es erfüllte seinen Zweck. Freze wurde plötzlich sehr lustig, fast übermütig. Der Spiritus erwiderte den Wärschen und dampfte durch sein Hirn. Franz trällerte ein Liedchen vor sich hin, machte dann abwechselnd Recht seit einmal und trotzte unbekümmert weiter. Mit glänzenden Augen schaute er um sich, und ein vergnügtes Lächeln spielte um seine Lippen.

Doch immer fester umhüllte die Nacht den Wald mit ihrem Mantel. Sie stieg förmlich vom Himmel herab, weit und schwarz, und desie Finsternis über die Erde. Am Stammel entzündete sich Stern an Stern, aber der Mond mit seinem glänzenden Licht war noch nicht aufgefunden. Es blieb dunkel hier unten.

Freze ward müde, gelüßig und körperlich. Er hätte sich am liebsten unter einen Baum gelegt und wäre eingeschlafen. Wieder blieb er hoffschaltend stehen. "Das geht nicht," sagte er sich, "ich muß weiter!" . . . Und er entwarf mit neuem feine Beschläge. Er war auch durstig. Mit welchem Guckern rann der Alkohol in seine Adern. Caperrot — das war ein kräftiger Schluck! Es blieb nicht viel zurück in der Flasche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachnahmepaete.

Von C. Wellner.

(Nachdruck verboten.)
Als Frau Adelheid Schulze im vergangenen Jahre aus dem kleinen Dörfchen nach Hause gekommen war, hatten sie und ihre Kinder nicht nur rote Waden mitgebracht, sondern auch noch die Erinnerung an die sehr erprießliche Freundschaft eines Mäuerereibesizers von Dörfchen.

Schulzes wohnten in einer Gegend Berlins, die ganz besonders hungrige Zeiten durchzumachen hatte und jedermann wird verstehen, was es unter solchen Umständen bedeutete, daß Herr Großmann Frau Adelheid Schulze verprochen hatte, mindestens zweimal im Monat ihr eine Postsendung mit Mäuerereibesizers durch Nachnahme zu schicken.

Unter im Bereiche des besagten Hauses wohnte Herr Albert Schulze, ein Beschäftigter, nichts weiter zu tun zu haben schien, als ganz genau zu kontrollieren, mer im Hause ein- und ausging, vor allem aber, wer Paete bekam ufm.

Eines Tages fuhr der Postwagen vor und der Schaffner ging mit mehreren Paeten beladen ins Haus. Rings trat Herr Albert Schulze auf den Treppentritt und hielt den Mann an.

"Haben Sie ein Paete für mich?"
"Sind Sie Herr Schulze? Ich habe ein Paete an 'Frau' A. Schulze, hier. Nachnahme, neunzehn Mark, aus Schweinmünde"

"Ganz recht! Ganz recht! Hier damit!" rief Herr Albert Schulze. "Meine Frau wartet schon lange darauf." Er dachte frohlockend bei sich; "Schweinmünde? hm, da wird wohl was Feines drin sein!"

Und ohne sich auch nur die geringste Spur von Gewissensbissen zu machen, zahlte er die neunzehn Mark und schob mit seinem wiederwiederholenden Paete ab.

Hei, was kann da für herrliche Dinge zu Tago! Vide, fetter Hundchen, fettliche Bäcklinge und sogar ein wider Spisafal

Das Wasser ließ Herrn Schulze beim bloßen Anblick dieser Herrlichkeiten im Munde zusammen. Er wußte natürlich ganz genau, daß das Paete für Frau Schulze im dritten Stock bestimmt war, denn seine Frau hieß Minna, ihre Vorname hing also nicht mit "A." an. Aber was socht ihn das an! Auch auf ihn hatte der Krieg längt seine demokratisierende Wirkung ausgeübt und er war gemein genug, sich auch noch ins Häufchen zu laden.

Schamend sah das Ehepaar Schulze heute und die nächsten Tage beim Abendrot.

Früher aber sah im dritten Stock Frau Adelheid Schulze mit ihren Kindern und wartete vergebens auf die ihr versprochenen Herrlichkeiten aus Schweinmünde. Es war doch wirklich recht schäblich von Herrn Großmann, daß er sein Verprechen nicht hielt! Wie rechtzeitig hatte er den Kindern beim Abschied versprochen, regelmäßig Paete zu schicken! Als, und es verging Woche auf Woche und nichts, gar nichts, wollte kommen.

Wiergen Tage darauf wiederholte sich ganz derselbe Vorgang. Herr A. Schulze im Portiere sah jeden Morgen am Fenster wie eine Spinne im Netz und dachte auf, wenn der Postwagen kam. Der abgungstose Schaffner händigte natürlich jedesmal das Paete aus, nahm den Betrag der Nachnahme in Empfang, steckte schmerzlos das Trinkgeld ein, das niemals fehlte, und die Hamsterbuden des Ehepaars Schulze im Portiere nahmen sichtlich zu an Fülle und Fett. Im dritten Stock murkten und weinten manigmal die Kinder, wenn es immer und immer wieder bloß Marmelade auf Brot gab. Als, und Frau Adelheid hätte ihnen doch so gern alles Fett der Welt verpfandt!

Endlich — nach drei Monaten vergeblichen Hoffens und Harrens — sah sie Frau Minna ihre Tochter, die herrschsüchtige Elise, heimlich hin und her, als Herr Großmann in Schweinmünde ein Briefchen, das dem Herrn Großmann in Schweinmünde ein Briefchen, aber doch vornehmlich fragte sie an, wo denn die seit versprochenen Herrlichkeiten geliebte wären.

"Sie haben doch zu uns gesagt," schloß der Brief, "daß man immer sein Wort halten sollte. Und nun haben Sie seiber Ihr Verprechen nicht gehalten. Als, lieber Herr Großmann, wie haben ja alle immer so fädelichen Hunger. Immer müssen die Marmelade essen. Das kriegt wirklich jeder Mensch satt. Bitte, bitte, lieber Herr Großmann, schicken Sie uns doch endlich mal ein Paete!"

Herr Großmann in Schweinmünde sah, als er diesen Brief eines hungerigen Berliner Kindes lasen, wie erkrankt eine

ganze Welt da. Dann grübelte er nach und plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß alles wackelte, was darauf stand. Dann elite er spornstreichig in sein Stimmlokal, ein großes Hotel, wo er sich ein Berliner Adressbuch geben ließ. Er ahnte die Wahrheit und siehe da, er schloß sich nicht, das Adressbuch bestätigte seinen Verdacht.

"Na, warte, da gemainer Kerl," lachte er; "das sollst du mir büßen, du infamer Herr A. Schulze im Portiere." Einige Tage darauf gingen zwei Paete nach Berlin ab. Das eine ging ohne Nachnahme als Wertpaete; es enthielt die auserlesenen und fettesten Hundchen, Fädelinge und Wale, die Herr Großmann nur austreiben konnte, und es moß über kein Hund. Adressiert war es an Frau Adelheid Schulze, dritte Stock. "Adelheid" und "dritter Stock" waren die mit Blaustift unterstrichen.

Das zweite Paete ging unter Nachnahme von diesmal achtzig Mark an Herrn A. Schulze im Portiere ab.

Ein lüchden erstodren war ja Herr A. Schulze, als sein diesmaliges Paete nicht weniger oder höchstens dreißig Mark, wie sonst, sondern achtzig Mark kostete. Aber es war beßter auch viel größer und schiverer als sonst.

Er zahlte rasch und spornsteich.

H! Was mochten diesmal für Herrlichkeiten zu Tago kommen! Er dachte an feinsten Mäuerereibes, den er für sein Leben gern sah und den er seit Jahren nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Er und seine Frau hatten gemeinsam das Paete ent. Aber oh — länger und länger wurden ihre Mienen — sie suchten und suchten und wickelten Papier aus und immer wieder Papier — und es kam nichts weiter zum Vorschein als lauter Bäcklinge- und Herringsköpfe und allerlei Unfals. Auf dem Grunde des Paetes aber lag ein Paete, darauf stand geschrieben:

"Sie infamer Ganne! Die achtzig Mark, die Sie heute durch Nachnahme bezahlt haben, kommen der Ganne der Kriegsbäcklinge hierher. Eigentlich hätten Sie tausend Mark bezahlen müssen für Ihre Unverschämtheit. Sie können mich verfluchen, wenn Sie Lust dazu haben! Mit der Ihnen gebührenden Achtung
Karl Großmann."

Herr A. Schulze zog es vor, Herrn Großmann in Schweinmünde nicht zu verfluchen.

Im dritten Stock aber bei Frau Adelheid Schulze, die das so lange und so schmerzliche Paete aus Schweinmünde im Beisein ihrer Kinder auspackte, herrschte ein nicht endemwollender Jubel ohngleiches über alle die wunderwörtlichen, fetten Herrlichkeiten, die der liebe gute Herr Großmann sandte und sein Lob wurde in den höchsten und allerhöchsten Tönen zugetragen.

Zukunftsaufgaben der deutschen Frau.

(Nachdruck verboten.)

Die Hoffnung, die uns selbst in den härtesten Kriegsjahren, in der trostlossten Verweilung immer wieder neu belebte und anrichtete, uns eine bessere Zukunft verheißend wußte, sie scheint uns für immer entschunden, der lebendige Optimismus, den namentlich wir Frauen als treuen Begleiter während des Krieges in seiner ganzen Stärke kennen und schätzen lernten, für immer verlohren gegangen zu sein. Jeder Tag bringt neue, meist unangenehme Ueberzeugungen, die die Einbedingungen werden ständig schwerer, die Zukunftsansichten immer trüber, wenn sie nicht ganz in anstandsbringliche Schieleer gefüllt sind, und die Gegenwart bietet nichts Ertröstliches, das einmal froh und bereit anjastet läßt. Da ist es denn erklärlich, wenn der Optimismus wie ein elerner Heiß an ere Brust beugt, den frischfröhlichen Schlag unseres Herzens behindert.

Wit die et Hoffnungslosigkeit, von der auch wir Frauen uns wider unseren Willen ergreifen und in Wonn schlagen lassen, werden wir aber unbedeutend fähig auf mehr zu schaffen Angehörigen an. Viel mehr, wie wir es jetzt ist möglich hatten, beinrechtlichen wir Frauen und Mütter diese durch un et eger et eger, können sie, als Mittelhand des Hauses, in kräfte ändernd und kräfte ändernd einstimmen, werden sie aber anderseits, nur durch unser Adelphi, gleich einer Sonne des Hauses, wärmend, belebend, Energie weckend und Kräfte spendend auf die wirken. Wieviel feilsche Kräfte eine rechte, ihre Macht sich voll bewußte Frau und Mutter jedem ihrer Angehörigen zu geben oder wo vorhanden, neu zu beleben vermag, ist selber den meisten von uns Frauen noch viel zu wenig bekannt. Gute Bedarf aber der Mann, Bedarf unter Volk mehr denn ein eines letzten Wobes, auf dem es

